

Wolf Hannes Kalden

## Ein kurzer Beitrag der Marburger Pathologie zu modernen Wandersagen <sup>1</sup>

Eines der elementarsten Bedürfnisse des menschlichen Wesens ist das Erzählen von Geschichten und Erlebnissen und mit Recht stellt daher Kurt Ranke unserer Gattung *homo sapiens* alternierend den erschaffenden *homo faber*, den spielenden *homo ludens* und den erzählenden *homo narrans* zur Seite. Erzählen ist ein dem Menschen ureigenes Bedürfnis: Sagen und Legenden möchten gleich in welcher Form tradiert, Märchen und Erlebnisse erzählt werden. Mit jedem Anlass, jeder Weitergabe, verändern sich unsere Geschichten, werden Aspekte hervorgehoben, neu ausgemalt oder zurückgestellt. Aber immer wieder fesseln sie uns aufs Neue, wie es in den vergangenen Jahren auch die zunehmende Verbreitung von Veröffentlichungen zu modernen Wandersagen gezeigt hat. Diese modernen Wandersagen haben, auch Großstadtmythen beziehungsweise im angelsächsischen Raum *urban legends* genannt, mittlerweile nicht nur eine lokale oder regionale Verbreitung erfahren, sondern jagen dank modernster Massenmedien in Windeseile um die Welt. Über Tageszeitungen, Fernsehen und Internet veröffentlicht, sind sie innerhalb kürzester Zeit dermaßen bekannt und verbreitet, dass ihre Quellen und Herkunftsorte nur schwer auszumachen sind. Dabei darf aber nicht vergessen werden, dass Wandersagen kein modernes Phänomen sind – nur ihre Verbreitungsgeschwindigkeit ist rasanter geworden.

Gerade diese Geschwindigkeit kommt dabei unserem Bedürfnis entgegen. Wir gierigen regelrecht nach neuen Geschichten, was sich nicht zuletzt unter anderem an den Hollywood-Produktionen der letzten Jahre zeigt. Hierbei kann man grob zwei Arten von Verarbeitung klassischer (Wander-) Sagenmotive erkennen: Auf der einen Seite Verfilmungen bestehender Erzählungen, wie beispielsweise im Film *Sleepy Hollow*

---

<sup>1</sup> KALDEN, W. Hannes: *Ein kurzer Beitrag der Marburger Pathologie zu modernen Wandersagen*, Bad Soden-Salmünster, Kalden-Consulting, 2014. Der Text basiert auf einem Vortrag gehalten am 25.11.2002 bei der Deutsch-Japanischen Gesellschaft Wetter.

(Erscheinungsjahr: 1999), in dem ein kopfloser, als „Hesse“ bezeichneter Reiter als dunkler Gegenspieler des Hauptprotagonisten auftritt. Bei diesem Reiter handelt es sich wirklich um eine Gestalt aus dem hessischen Sagenfundus des Marburger Raumes, dessen Erscheinen Augenzeugen noch Mitte des letzten Jahrhunderts gesehen haben wollen. Zum anderen kommt es aber auch zu Verfilmungen, die im Vorfeld erst ihre eigene, auf den Film zugeschnittene, Sage entwickeln, bis diese weithin als wahre Begebenheit angesehen wird, und dann im Zuge der Bekanntheit den Film auf den Markt bringen. Als bekanntestes Beispiel sei der Kinofilm *Blair Witch Projekt* (Erscheinungsjahr: 1999) angeführt, in dem alles erfunden war bis auf den Namen des Ortes, in dem es allerdings bis kurz vor den Film keine Legende über eine solche, im Film dargestellte Hexe gab. Aber nach Start des Kinofilms setzte ein regelrechter Tourismus dorthin an. Interessant wäre die Frage, ob es im Zuge dieser Vermarktung nicht vielleicht doch zu einer regionalen Sage über eine Hexe in diesem Gebiet kommen könnte. Es hängt eben nur davon ab, ob jemand der Geschichte ein Körnchen Wahrheit als Träger der Weitererzählung einräumt.

Großstadtmythen – dieser Begriff legt eine Regionalspezifikation dieser Sagen auf urbane Regionen nahe und ist daher in den vergangenen Jahren zunehmend in Kritik geraten. Denn diese Art der Sagen hat vielen Aufzeichnungen zufolge mehr und mehr ihre Beschränkung auf Städte verloren. Vielen Kritikern schien es daher wichtiger den Aspekt der Glaubwürdigkeit der Sageninhalte in den Mittelpunkt der Forschung zu stellen. So wurde im angloamerikanischen Raum anstelle des Begriffes *urban legend* der Begriff *belief legend* – „Glaubsagen“ – in Betracht gezogen. Dies greift einen interessanten Punkt der Wandersagen auf: es spielt an sich keine Rolle, wie glaubwürdig oder unglaubwürdig eine Sage ist, viel wichtiger ist der Aspekt, dass sie geglaubt wird. Sozusagen die „Geglaubtwerdung“ der Sage macht sie doch erst richtig aus und sorgt dafür, dass Menschen sie weitererzählen. Auch der Begriff „modern“ im Kontext dieser Sagen muss mit Einschränkungen gebraucht werden, denn wenn das Wort im Sinn von neuzeitlich oder modisch verstanden wird, stimmt die Gewichtung nicht; statt dessen wäre es besser von aktuellen, zeitgenössischen oder zeitnahen Sagen die Rede. So sind die psychologischen Hintergründe, die kultur- und sozialgeschichtlichen Prozesse und Kontexte, die sich daraus ablesen lassen,

gewichtiger als der Realitätsgehalt des Erzählten an sich. Es sind die sieben Ws, die wie bei allen Geschichten, Erzählungen und Nachrichten einmal mehr im Mittelpunkt stehen: Wer erzählt? Wem wird erzählt? Wie wird erzählt? Wann wird erzählt? Wo wird erzählt? Warum wird erzählt? Welcher Zweck steckt dahinter? So auch bei Wandersagen.

Eine Sage! Geprägt wurde der Begriff übrigens in der zweibändigen Ausgabe der Deutschen Sagen (1816-1818) der Brüder Jacob und Wilhelm Grimm, die zu diesem Zeitpunkt ihre Themen und Variationen weit mehr aus schriftlichen, literarischen Quellen zogen als später bei den Kinder- und Hausmärchen. Dabei verschwamm in der Wahrnehmung die Grenze zwischen Legende und Sage. Der Legende, die im deutschsprachigen Gebrauch die literarische Form darstellte, und der Sage als mündlich tradierte Entsprechung. Eine schriftlich fixierte Sage ist also ziemlich oymorös. Wo allerdings die Brüder Grimm aus der mündlichen Tradition schöpfen konnten, sprachen ihre Quellen sicherlich nicht von Sagen, sondern eher von „wahren Begebenheiten“ oder einfach „da-ist-doch-dem-und-dem-das-und-das-passiert-Geschichten“. „Alte Wahrheiten“ oder einfach „Wahrheiten“ galten als volkstümliche Bezeichnung für dieses Genre, wodurch zum Ausdruck gebracht wird, dass Sagen populäres Wissensgut darstellen und für wahr gehaltene Ereignis- und Erlebnisberichte beinhalten. Die Glaubwürdigkeit einer Sage kann hierbei durch die Platzierung des Geschehens an einen bestimmten, namentlich genannten Ort noch verstärkt werde. Eine weitere Verstärkung der Glaubwürdigkeit wird erreicht, wenn es sich bei dem Akteur der Handlung nicht um eine unbekannte Person handelt, sondern um den Bekannten eines Bekannten oder eine andere nachvollziehbare Person, bei der der Zuhörer das Gefühl hat, diese doch kennen zu müssen. Andererseits sollte sich der Erzähler davor hüten, der Verbindung zu den Akteuren der Handlung eine zu starke Ausprägung zu geben. Sagen, wie auch Wandersagen, in der Ich-Form funktionieren einfach nicht. Denn in diesem Moment würde es sich bei dem Gesagten nicht mehr um eine Sage, sondern um einen Erlebnisbericht handeln, der, sollte er sich als falsch – oder wenigstens als unglaubwürdig – erweisen, den Erzähler in die Ecke eines Lügners steckt.

Auch die Person des Erzählers kann viel zur Glaubwürdigkeit der Erzählung beitragen, in dem er - oder wenigstens seine Quelle - eine vertrauenswürdige Person, z. B. ei[en] Arzt, einen Polizisten oder einen Vertreter einer öffentlichen Institution darstellt. Insbesondere wenn die Geschichte in einer Zeitung zu lesen war, was öfter vorkommt, als man glauben mag, stellt das in den Augen vieler eine Garantie dar, dass sie wahr ist. Dieser Anspruch und die orale Tradierung haben sich bis heute gehalten, auch wenn sich die modernen Wandersagen inhaltlich von den historischen Volkssagen fortentwickelt haben. Eine weitere Brücke zu den traditionellen Sagen stellen die mit den Erzählungen mitschwebenden Ängste dar. Es gibt vermutlich keine moderne Wandersage, wie es auch keine Sage geben wird, die nicht mit Hilfe irgendeiner Angst, besser Phobie, wirkt. Lutz Röhrich fasste seine Forschungen zur historischen deutschen Volkssage mit einem Satz zusammen: „Wie kaum eine andere [Erzählung] sind Sagen Ausdruck von Angst“. Fast immer sieht dort der Mensch sich alleine übernatürlichen Mächten gegenüberstehen. Sagen sind Ausdruck der menschlichen Furcht vor dämonischen Wesen, vor dem Tod und dem Toten, vor Krankheit, Wahnsinn, Pest, Kriegen und Hungersnöten. Mit Ausnahme von Erzählungen wie dem *verschundenen Anhalter*, wo das Magische und Numinose sogar in die Welt der Technik einbricht, lauert in modernen Wandersagen das Bedrohliche und Unbegreifliche nicht mehr in der magischen Welt von Dämonen, Teufeln und Hexen, sondern in unserer eigenen Umwelt. Im Mittelpunkt steht die Bedrohung des Menschen durch den Menschen, nicht mehr durch übernatürliche Wesen.

Die Bedrohung kommt hierbei immer von dem Fremden, von außen, von dem, was nicht zur eigenen Gruppe gehört. Hinzu kommt Angst vor Krankheiten, insbesondere krebserzeugende oder radioaktive Stoffe, Angst vor peinlichen Situationen, wie auch vor illegalen Akten, wie z. B. der Schmuggel von Leichen. Aber genauso wie in den traditionellen Sagen spielen Tabu-Brüche eine nicht zu unterschätzende Rolle, auch in Anbetracht dessen, dass die meisten Bewohner der Industrieländer davon ausgehen, nicht mehr im Einflussbereich von Tabus zu stehen. Was vielleicht in historischen Sagen der Genuss eines verbotenen Tieres war, ist nun vielleicht der Bruch mit den Vorstellungen von Sauberkeit und Hygiene oder aber immer noch mit Speisen, die kulturell tabuisiert worden sind. Das berühmteste

Beispiel ist wohl die *Ratte in der Pizza*, noch vor dem *Hund im Chinarestaurant*. Manches ändert sich eben nie.

Dabei stellen Wandersagen immer Geschichten dar, die das Leben schreibt – oder manchmal der Tod. Der Tod ist das Unbekannte, das Dunkle, das zu durchdringen niemandem vergönnt ist. Schon seit jeher sind diejenigen, die sich beruflich oder privat mit dem Tod beschäftigen, für andere Menschen mit einer Aura umgeben. Allerdings charakterisiert sich diese Aura anders, je nachdem, ob es sich um einen Abdecker oder Bestatter oder aber einen Heiler oder Arzt handelt. Im Hinblick auf Mediziner-Geschichten, lassen sich die kursierenden Wandersagen zumeist in zwei Kategorien einstellen: Es sind Erzählungen wie sie Filme wie *Ambulance* (Erscheinungsdatum: 1990) zeigen, in denen Mediziner Menschen von der Straße entführen, um ihre Organe zu verkaufen oder darum, das angehende Mediziner ihre Fähigkeiten im Vivisezieren verbessern wollen. Beides sind sehr verbreitete Sagen, die mit den Ängsten der Menschen vor den „Göttern in Weiß“ spielen, denn gerade Ärzten haftet das Dunkle an, über Leben und Tod entscheiden zu können. Trotz ihrer Weltlichkeit als Menschen besitzen sie so eine numinose Aura, etwas mystisch-magisches, obwohl sie letztendlich doch nur eine Art Handwerker sind. Was sie hervorhebt ist das Gebiet ihrer Fertigkeiten: Der menschliche Leib. Da sie täglich mit Krankheit und Tod kämpfen, immer wieder die Tabus beispielsweise das Berühren einer Leiche überschreiten, haben sie eine Sonderstellung inne. Wie heiß es: Wenn man den Arzt rufe, erscheine er als Engel, kuriere er von der Krankheit, werde er sogar zu einem Gott und präsentiert er die Rechnung, erscheint er gar als Teufel in Person. Zu guter Letzt gehört ein Arzt außerdem zu der Personengruppe, die von der Mehrheit der Bevölkerung als besonders glaubwürdig angesehen wird. Wahrscheinlich ist die Tendenz, Mediziner-Geschichten für unglaubwürdig zu erachten, daher eher weniger ausgeprägt.

Marburg und Medizin hängen schon lange zusammen und die hiesige Pathologie ist allein schon wegen ihren Ausstellungsstücken bekannt. Es darf also nicht verwundern, dass auch hier eine Wandersage ihren Anfang nahm: es muss wohl Mitte der 60er Jahre gewesen sein, als ein junger Student der Medizin an der Philippsuniversität Marburg während seiner Kliniksemester eine Leiche zur Untersuchung vorgelegt bekam. Nachdem er längere Zeit mit der Leiche zugebracht

und auf alle möglichen Krankheiten die diese Person zu Lebzeiten plagten, hingewiesen hatte, geht er schließlich auf die mögliche Todesursache ein. Letztendlich signalisiert der prüfende Professor Zufriedenheit, greift aber schließlich selber zum Skalpell um mit dessen stumpfen Ende auf die Augäpfel der Leiche zu stoßen. „Sagen Sie, ist Ihnen nicht aufgefallen, daß dieser Patient Glasaugen hat?“ – „Ich kannte diesen Mann seit über 20 Jahren, er hat nie Probleme mit den Augen gehabt.“

In dieser Erzählung wird zwar mit keiner Silbe erwähnt, woher der Erzähler diese Geschichte hat, aber durch die Nennung des Ortes und der Zeit, sowie dem Status des Akteurs, in diesem Fall immatrikulierter Student der Medizin, bekommt sie ihre Glaubwürdigkeit. Das Umfeld, d. h. die Leiche, ein angehender Arzt, ein Skalpell, weisen auf die Genese einer modernen Wandersage hin, aber es fehlt das Unfassbare, der Tabu-Bruch, der nur unterschwellig durch Anwesenheit eines Skalpells und einer Leiche ausgedrückt wird, das Schockierende. Zum Ende hin wendet sich diese Erzählung sogar zu einem Witz im Stile des *black humour*, da der Moment des Schocks – Wiedersehen eines toten Bekannten – gar nicht erwähnt wird, vielmehr erscheint es als Normalität, einen Bekannten zu obduzieren. Die gesamte Situation ist ernst und doch schwenkt sie über in die Komik. „Das Tabu des Todes, das durchbrochen und makaberen Spielereien überantwortet wird.“

Ich sehe den Grund, warum diese Erzählung doch noch in die makabre Ecke der Wandersagen einzuordnen ist, in der Phantasie des Hörers. Nichts wird erwähnt, aber man stellt sich vor, was passiert. Auch wenn so etwas in einer Obduktion weniger vorkommt, fallen einem doch unbewusst abgehauene Glieder, ein abgehauener Kopf, eine vom Arm getrennte Hand ein, die an sich schon etwas unheimlich haben, selbst wenn ihnen nicht explizit *lebende Tätigkeiten* (z. B. tanzende Füße) zugeschrieben werden, wie dies in historischen Volkssagen der Fall ist. Selbst wenn wir dies bewusst nicht wahrhaben wollen, sitzt doch tief in uns immer noch die primitive Angst vor Toten, auch wenn unbestimmt bleibt, wovor man sich eigentlich genau fürchtet. Das Handbuch des deutschen Aberglaubens wertet eine Leiche als unrein, als tabu. Die Furcht vor den Toten ist so groß, das der „erwachsene Kultivierte [- im Gegensatz zu Kindern -]... den Tod eines anderen auch nicht gerne in seinen Gedanken einsetzen [wird], ohne sich selber als böse zu erscheinen, es sei denn, daß er

berufsmäßig als Arzt, Advokat oder dergleichen mit den Toten zu tun hat.“ Außerdem stellen wir die Kritik gegen den Toten ein, sehen ihm sein etwaiges Unrecht nach, geben den Befehl aus *de mortuis nil nisi bene* und finden es gerechtfertigt, daß man ihm in der Leichenrede und auf dem Grabstein das Vorteilhafteste nachsagt. Die Rücksicht auf den Toten, derer er doch nicht mehr bedarf, steht uns über der Wahrheit, den meisten von uns auch über der Rücksicht für die Lebenden.

Obwohl die oben behandelte Wandersage keineswegs dem Idealtypus einer Wandersage zu entsprechen scheint, kursieren doch ziemlich viele Varianten von ihr, die meistens darauf hinauslaufen, daß der angehende Mediziner während seiner Präparationskurse an einer Leiche übt, bei der sich später herausstellt, daß es der eigene Onkel, Freund, Bruder etc war. Auch Rolf W. Brednich berichtet in seinem Buch *Das Huhn mit dem Gipsbein* von solchen Begegnungen in der Marburger Pathologie. In der von ihm schriftlich fixierten Variante ist es ein Tuch, das dem Studenten es unmöglich macht, die Identität des Toten zu entdecken, bevor er mit seiner Arbeit begonnen hat. Eine kurze Recherche im Internet zeigte, dass diese Geschichte verbreitet zu sein scheint, auch wenn sie immer nur als Begriff erwähnt wird, aber als ausformulierte Erzählung war sie nicht zu finden. Wenigstens Klintberg schildert eine skandinavische Version der Geschichte, die sich allerdings bereits zu Beginn des 19. Jahrhunderts zugetragen haben soll:

„Zu Beginn unseres Jahrhunderts war es üblich, daß junge Männer, die an der Universität studierten, ein Verhältnis mit einem Mädchen aus einer der niedrigeren Gesellschaftsschichten hatten, etwa mit einer Kellnerin oder einer Verkäuferin. Nach Beendigung des Studiums, wenn sie eine Familie gründen konnten, verließen sie das Mädchen und heirateten eine junge Frau aus ihrer eigenen Klasse, die selbstverständlich Jungfrau war. Als mein Großvater Medizin studierte, hatte sein Studienkollege ein Verhältnis mit einem Mädchen, das Verkäuferin in einem Zigarettenkiosk war. Sie muss ihn wirklich geliebt haben, denn als er Schluss machte, ging sie in den Nybrovnik und ertränkte sich. Vielleicht war sie auch schwanger, daran erinnere ich mich nicht so genau. Der junge Anwärter der Medizin wusste nichts von dem Selbstmord seiner Geliebten, als er einige Tage später eine Obduktion durchführen sollte. Die Leiche war zugedeckt, als sie in den Obduktionssaal geschoben

wurde. Umgeben von seinen Studienkollegen und dem Professor hob er das Laken. Die anderen sahen, daß er kreidebleich wurde. Dann bat er darum, die Obduktion nicht durchführen zu müssen, und entschuldigte sich mit plötzlicher Übelkeit. Aber mein Großvater, der dabei war, hatte die Leiche auf dem Wagen wieder erkannt. Es war die tote Geliebte seines Freundes. „

In seinen Erläuterungen zu dieser Erzählung erwähnt Klintberg noch zwei weitere Beispiele: Paul Smith gibt in seinem *The book of nasty legends* ein englisches Beispiel. Bei den Obduktionen, die einen Teil der ärztlichen Ausbildung ausmachen, sei es Sitte, daß man mit den Füßen beginne und sich bis zum Kopf vorarbeite, schreibt Smith. Jede Woche obduziert der Student einen anderen Körperteil, von den vergleichsweise einfachen Gebieten schreitet er zu den komplizierten fort. Alle noch nicht obduzierten Körperteile sind von einem Tuch bedeckt, und während der Übungsstunden wird der Leichnam in einem Kühlhaus verwahrt. Ein Medizinstudent entdeckte in der letzten Stunde, daß die Leiche, die dem Kurs wochenlang als Versuchsobjekt gedient hatte, sein kürzlich verstorbener Onkel war. Sowie eine Geschichte zu Zeiten des englischen Schriftstellers Laurence Stern - er lebte im 18. Jahrhundert. Zu jener Zeit gab es jene lichtscheuen Individuen, die sich dadurch Zubrot verdienten, daß sie auf den Friedhöfen frisch vergrabene Leichen ausbuddelten und sie an Professoren der Medizin verkauften, die sie für ihren anatomischen Anschauungsunterricht benötigten. Dieses Schicksal ereilte der Sage nach auch Laurence Sterns sterbliche Überreste. Der Professor hatte einige Bekannte aus London zu dieser Vorführung eingeladen, unter ihnen auch einen engen Freund des toten Schriftstellers. Beim Anblick Sterns fiel er in Ohnmacht.

Zum Abschluss möchte ich aber noch eine weitere kurze Wandersage vorstellen, die dem Satiremagazin *Titanic* in seinen *Briefen an die Leser* im Oktober diesen Jahres auffiel und indirekt kommentiert wurde: „Unter der Überschrift „Wunderheilung. Der tote Mann, der unverwundbar sein wollte“ lasen wir bei Dir [d. h., *Spiegel.de*] folgendes: „Manche Menschen glauben einfach alles und müssen dann teuer dafür bezahlen. Einem Mann aus Surinam wurde nun seine Leichtgläubigkeit zum Verhängnis. Ein Wunderheiler hatte William Potogi in der Stadt Apatoe versprochen, ihn durch Magie unverwundbar zu machen - doch so ganz klappte das nicht. Denn als



der Zauberdoktor den Beweis antreten wollte – dazu schoss er mit einer Flinte auf die Brust seines Kunden – brach dieser zusammen. Nach Angaben der Polizei erlag Potogi wenig später seinen schweren Verletzungen.“ Entweder, *Spiegel.de*, ist diese Geschichte schon mal passiert, denn wir haben sie vor einem Jahr schon mal gelesen; oder es ist die selbe schöne Yuccapalmen-Pistole, die die Legendenbildung einfach von wer weiß Togo nach Surinam verlegt hat. Und solange manche Menschen einfach alles glauben! Freut sich auf die nächste Runde: *Titanic*“ Übrigens fand sich die gleiche Geschichte in leicht abgewandelten Versionen auch in den Bremer Nachrichten, Weser-Kurier und in der Neue Vorarlberger Tageszeitung und die Quelle war die Deutsche Presse Agentur.

Vielen Dank.

## Literaturverzeichnis

BÄCHTOLD-STÄUBLI, Hanns (Hg.):

1936/37      *Handbuch des deutschen Aberglaubens*; Walter de Gruyter & Co, Berlin & Leipzig.

BAUSINGER, Hermann:

1980            *Formen der Volkspoesie*; Erich Schmidt Verlag, Berlin.

BREDNICH, Rolf Wilhelm:

19XX            *Das Huhn mit dem Gipsbein*; C.H. Beck, München.

BREDNICH, Rolf Wilhelm:

1999            *Die Spinne in der Yucca-Palme*; C.H. Beck, München.

FREUD, Sigmund:

19XX            „Werke aus den Jahren 1913-1917“ aus: *Gesammelte Werke*, Bd. X, Lingam Press, [Ort unbekannt].

19XX            „Werke aus den Jahren 1917-1920“ aus: *Gesammelte Werke* Bd. XI, Lingam Press, [Ort unbekannt].

KLINTBERG, Bengt Af:

1990            *Die Ratte in der Pizza*; Wolfgang Butt Verlag, Kiel.

TITANIC:

2002            *Titanic – das endgültige Satiremagazin*, Ausgabe Nr. 10, Oktober 2002  
Titanic-Verlag, Berlin.